

Hanne Hippe
*Die Geschichte einer
unerhörten Frau*



GOLDMANN

Lesen erleben

Hanne Hippe

*Die Geschichte einer
unerhörten Frau*

Roman

GOLDMANN

Originalausgabe

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

2. Auflage

Originalausgabe März 2021

Copyright © 2021 by Hanne Hippe

Copyright © dieser Ausgabe 2021

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Dieses Werk wurde vermittelt durch die

Literarische Agentur Michael Gaeb

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: akg images / Paul Almasy

George Marks / Retrofiles RF / getty images

CN · Herstellung: Han

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-31563-5

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



*Für meine Mutter Selma
und meinen Bruder Walter*

Köln, 10. April 1960

Gussy atmete tief aus und überprüfte mit einer geübten kleinen Verrenkung von Kopf und Oberkörper den Sitz der neuen Nylonstrümpfe an ihren Waden. Die Nähte saßen tadellos. Dann griff sie sich an den Hinterkopf. Keine Nadel ragte hervor. Der falsche Dutt, der die Form und Farbe einer dicken Blutwurst hatte, saß genau an der Stelle an ihrem Hinterkopf, wo sie ihn vor einer halben Stunde mithilfe der zwei Kippspiegel ihrer Frisierkommode angeheftet hatte. Sie hatte ihre feinen schwarzen Haare darübergezogen.

Gussy trug ihr gutes graumeliertes Schneiderkostüm, das noch aus der Zeit vor der Scheidung stammte, und merkte, dass sie beim Betreten des Schulgebäudes nun doch ein wenig nervös wurde.

Vor vier Tagen war sie mit ihren beiden Kindern von Frankfurt am Main hierher an den westlichen Rand von Köln gezogen, in eins der zahlreichen Neubaugebiete, die statt Zuckerrüben auf den Äckern wie Pilze aus dem Boden schossen.

Heute wollte sie ihre achtjährige Tochter Eva in der zweiten Volksschulklasse anmelden. Die dafür erforderlichen Papiere hatte sie in ihre schicke Handtasche gesteckt, die Evchen »das falsche Krokodil« nannte. Vorher hatte sie sich bei der Nachbarin mit dem Säugling erkundigt, ob sie wisse, wo die zuständige Schule für das Kind liege. Das sei die Friedensschule in der Ringstraße, hatte die erklärt und ihr die genaue Lage beschrieben.

»Es sind nur knapp zehn Minuten zu Fuß«, hatte sie ihr noch hinterhergerufen.

Das Kind würde es nicht sehr weit haben. Das fand Gussy beruhigend. Sie kannte Köln nicht, und der Gedanke, dass Evchen in der fremden Stadt einen weiten Schulweg allein zurücklegen müsse, war ihr unangenehm.

Die Frau, der sie am Morgen auf der Treppe begegnet war und die einen polnischen Nachnamen trug, war bis jetzt ihre einzige Nachbarin in dem unverputzten Zwölfparteienhaus. Die anderen Wohnungen standen leer. Aber noch waren ja auch nicht alle Handwerker verschwunden, und man musste über eine schmale Holzlatte balancieren, um trockenen und sauberen Fußes zur Eingangstür des dreistöckigen Gebäudes zu gelangen. Gussys Kinder fanden das lustig. Sie nicht.

Wenn sie abends zu Bett ging, machte sie der Gedanke nervös, dass sie und die Kinder mit der jungen Nachbarin in dem großen Haus ganz allein waren. Deren Ehemann war fast immer auf Montage, wie sie erfahren hatte, und jeden Monat nur wenige Tage zu Hause.

Gussy wurde immer schnell nervös und trug vorsichtshalber, wie sie Eva einmal erklärt hatte, als die das blau-weiße Metallröhrchen im Badezimmer gefunden hatte, einige von diesen Tabletten in der Handtasche mit sich. »Nur für alle Fälle, Evchen. Gegen meine Kopfschmerzen.«

Eva hatte zweifelnd geblinzelt.

Gussy wusste, dass sie zu viele von diesen Tabletten nahm.

Sie hatte in der Neubausiedlung eine Dachgeschosswohnung mit zwei Zimmern gefunden. Erstbezug für sechzig Mark im Monat, dritter Stock, schräge Wände, aber sehr gemütlich, wenn es einmal fertig eingerichtet sein würde. Das war eine ganze Menge Geld, wie sie fand. Die Möbel und

Kartons würden Ende der Woche kommen. Nun schliefen sie alle drei auf geliehenen Campingliegen, was die Kinder spannend fanden. Sie nicht.

Es gab ein Bad mit weißem Kohleofen aus schimmernder Emaille und eine gemütliche Wohnküche, und man hatte seinen eigenen abschließbaren Keller, wo man Vorräte an Eingemachtem und die Kohlen aufbewahren konnte. Alle zwei Wochen war man für das Waschhaus eingeteilt, wo man die Wäsche in beheizbaren Zubern waschen und dann mangeln konnte. Direkt daneben lag der Trockenraum.

»Aber bei Sonne kann man die Wäsche ja auch draußen auf der Wiese bleichen!« Gussy klang enthusiastisch.

Zu jedem Mietshaus gehörte eine stattliche Wiese mit einbetonierten Halterungen für die Wäscheleinen und eine Teppichstange.

Die junge Frau Kaminski stemmte ihre Hände in die Hüften. »Sie sind nicht von hier, hab ich recht, Frau Fink?«

Die Rothaarige lachte über das ganze sommersprossige Gesicht.

Gussy schüttelte zaghaft den Kopf.

»Sonst wüssten Sie, dass man hier auch im Sommer die Wäsche besser drinlässt.«

»Warum?«

»Na, wegen der speckigen Rußflocken, die hier überall herumschwirren. Die warten geradezu auf Ihre weiße Wäsche!« Frau Kaminski lachte wieder.

»Speckige Rußflocken?«

Gussy schluckte. Keine zwei Jahre würde sie hier mit den Kindern bleiben, schwor sie sich in diesem Moment. Sie hatte den Umzug an den Rhein längst bereut. Warum hatte sie sich Bange machen lassen? Sie musste endlich aufhören, sich

Bange machen zu lassen. Ihre ganze Kindheit über hatte ihre Mutter Erna sie Bange gemacht.

»Was sollen denn die Nachbarn denken?«, war die größte aller Bangemachfragen gewesen, die ihre Kindheit mit den zwei Schwestern und ohne Vater durchzogen hatte. Der Vater August, nach dem sie, Augusta, als Jüngste benannt worden war, war schon gestorben, da war sie noch keine zehn Jahre alt gewesen. Woran er letzten Endes starb, hatte sie nie ganz herausbekommen. Mal sagte die strenge Mutter, er habe eine Lungenkrankheit gehabt, und sie solle nur aufpassen, dass sie nicht auch so ende. Das betete Gussy nach jedem Asthmaanfall, den sie als Kind ausgehustet hatte, herunter.

Dann hatte ihr die älteste Schwester Maria einmal heimlich zugeflüstert, dass der Vater auf der Straße erschossen worden sei. Ob von der Polizei oder von Hitlerleuten wusste Maria nicht. Aber als Roter war ja beides möglich. Dabei hatte Maria ihr zugezwinkert.

Maria hieß auch nur Maria, weil sie nicht getauft war. Keines der drei Mädchen, die von acht Geschwistern übrig geblieben waren, war getauft. Das hatte August, ein sanfter, leiser Mann mit buschigem Schnauzer, nicht zugelassen. Seiner Frau Erna, einer Erzkatholikin, konnte und wollte der Erzkommunist den regelmäßigen Kirchgang mit dem Brimborium, wie er es nannte, nicht verbieten. Das war ihre Angelegenheit, bitte schön. Aber die Kinder hielt er fern davon. Die sollten diesen Humbug erst gar nicht kennenlernen.

Erna war zornig, wusste aber, dass er darin hart bleiben würde, und so handelte sie als Trostpflaster, oder man konnte es auch als einen Vergleich bezeichnen, den Namen Maria für die erste Tochter aus.

Später, nach ein paar Buben, die alle schnell kamen und starben, kam Alma zur Welt und im Jahr darauf dann Augusta. Diesen Namen hatte nun ihr geschiedener Mann Hermann unpassend gefunden und sie in Gussy umgetauft. Mit einem Ypsilon hinten. Das klang mondäner und eine Spur ausländisch. Es gefiel Hermann und auch der nagelneuen Gussy. Erna, die Mutter, nannte sie selbstverständlich nie Gussy. Aber die mochte ja auch Hermann nicht.

Diese wichtigste aller Bangemachfragen – »Was denken wohl die Nachbarn?« – war, wie sie leider zugeben musste, immer noch ihr ständiger Begleiter.

»Rußflocken?« Gussy musste sofort husten.

»Ja, von der Braunkohle. Verbrennt jeder hier. Klütten.«

»Klütten?«

Das kleine Mädchen auf Frau Kaminskis Arm juchzte und warf seine Arme in die Luft. Die junge Frau nickte.

»So nennen wir hier die Briketts.«

»Briketts auch im Sommer?«

Wo um Gottes willen war sie gelandet? So weit entfernt von Frankfurt war Köln nun auch wieder nicht. Begann hier etwa schon das Ruhrgebiet?

»Nein.« Die sommersprossige Frau mit der durchscheinenden Haut musste wieder lachen. »Aber die Betriebe befeuern damit das ganze Jahr über, und wir haben nicht weit von hier den Tagebau. Da kann man sehen, wie sie die Braunkohle aus der Erde kratzen. Sieht nicht schön aus, das will ich Ihnen gleich sagen. Ihren Sonntagsspaziergang mit den Kindern machen Sie besser woanders.«

»Also Friedensschule. Das ist ein sehr guter Name für eine Schule, finde ich. Danke.«

Dann hatte Gussy vorsichtshalber das Weite gesucht.

Nun suchte sie das Büro des Direktors.

»Anmeldung« stand auf dem Schild neben der Tür, von Hand geschrieben. Eine spitze Hand, die als Kind noch Sütterlin geschrieben hatte. Das sah man gleich.

»Herein!«, erscholl eine Frauenstimme, die die zweite Silbe des Wortes eigentümlich nach oben zog und sie dort mit einem Fragezeichen ausklingen ließ. In ihrer alten Heimat Breslau hätte jeder nach dem »Herein« einen harten Punkt gesetzt. An die rheinländische Aussprache musste Gussy sich noch gewöhnen.

Behutsam schloss sie die Tür hinter sich und trat lächelnd ein. »Guten Morgen.«

Die Frau mit der grauen Dauerwelle, die ihren Kopf wie ein Helm zu schützen schien, trug eine weiße Bluse und ein adrettes Strickjäckchen darüber. Sie hatte sich zu Gussy gedreht.

»Ich möchte meine Tochter anmelden. Wir sind neu zugezogen.«

Die Frau musterte sie für einen Moment, ohne zu reagieren.

»Gut, haben Sie die notwendigen Papiere dabei?«

Gussy nickte und zog aus der Handtasche das Stammbuch mit der Geburtsurkunde ihrer Tochter hervor, das sie auf den Tisch legte.

»Brauchen Sie auch das letzte Zeugnis aus der Volksschule in Frankfurt am Main?«

Sie wedelte mit einem hellblauen Hefter, doch die Sekretärin schüttelte den Kopf.

»Frankfurt, soso. Das ist ja ein anderes Bundesland. Mit Hessen hatten wir noch nie zu tun.«

Gussy fand, dass sie sich jetzt so anhörte, als wäre es besser

gewesen, wenn sie erst einmal eine bestimmte Zeit in Quarantäne verbracht hätten.

»Wir sind im Grunde auch keine Hessen«, verriet Gussy und versuchte dabei, munter zu lächeln. »Ich bin aus Breslau«, fügte sie schnell hinzu.

Die Sekretärin hob kurz den Kopf und musterte sie nun doch genauer.

»Ach, Vertriebene?«

Gussy zuckte kaum merkbar zusammen. Die Sekretärin blätterte im Stammbuch.

»Ich hatte eigentlich das hessische Schulwesen gemeint. Dort sind die Regeln ganz anders als bei uns.« Sie dehnte das »ganz«.

Gussy war neugierig geworden. »Ach? Was denn zum Beispiel?«

Sie war einen Schritt näher getreten, denn sie hatte nach den ersten zwei Minuten der Befangenheit etwas Mut gefasst. Sie brauchte immer mindestens zwei Minuten dafür, meist noch etwas länger.

»Vieles, Frau ...«

»Fink.«

»Gut.«

Die Sekretärin zog die Schreibmaschine zu sich und begann zu tippen.

»Name der Tochter: Eva Hildegard Gundi Fink. Rufname Eva. Geboren am 7. August 1951 in Frankfurt am Main, wenn ich das richtig lese.«

Gussy nickte.

»Vater: Hermann Gustav Fink ...« Sie setzte seine Geburtsdaten ein. »Was ist Ihr Mann von Beruf?«

Gussy war verwirrt. »Mein Mann?«

Die Sekretärin schaute auf. »Wer sonst?«

Gussy schluckte tapfer. »Das ist nicht wichtig.«
Die Augen der Frau mit dem grauen Helm weiteten sich.
»Nicht wichtig? Vielleicht in Hessen! Aber hier ist es wichtig. Ich höre.«

Sie hatte sich nun weit zu den Tasten hinuntergebeugt.
»Betriebswirt, Steuerberater«, flüsterte Gussy, als verrate sie ein Geheimnis.

»Wie bitte?«

»Steuerberater.«

Gussy räusperte sich und wollte etwas erklären, doch die Frau hatte schon wieder das Wort ergriffen.

»Wohnhaft?«

Sie legte die Meldebescheinigung vor.

»Hier.«

Es wurde getippt.

»Interessiert es Sie gar nicht, was ich beruflich mache?«

Gussy fand ihren Auftritt mittlerweile kühn. Tollkühn. Aber sie hatte sich durch die Scheidung für ein tollkühnes Leben entschieden.

»Nein, warum sollte es? Für uns ist nur der Vater entscheidend.« Die Frau hielt beim Tippen inne und schaute Gussy fest in die Augen. »Und nur er.«

»Aber wenn er nicht mehr ...« Sie musste überlegen, wie sie es ausdrücken sollte.

»Wenn er tot ist?«, unterbrach sie die andere.

Die Stimme der grauen Frau hörte sich auf der Stelle mitleidig an. Sie schlug sich die Hand vor den Mund.

»Oh, Frau Fink, Entschuldigung – wie dumm von mir!«

Ihre Stimme klang nun auch noch sauer belegt. Gussy versuchte, tapfer zu lächeln, und schüttelte den Kopf. Sie brachte kein weiteres Wort mehr heraus.

In dem Moment sprang die Tür auf, und ein älterer Herr in dunklem Anzug, mit Uhrkette und Schmiss auf der linken Wange betrat federnden Schrittes den Raum. Er hielt abrupt an und runzelte die Stirn.

»Wen haben wir denn hier?«

Dann lächelte er wie ein gütiger Großvater in schlechten Kinderbüchern und ließ seinen Blick gefällig auf Gussy ruhen.

»Einen Neuzugang, Herr Doktor. Frau Fink aus Frankfurt am Main. Ursprünglich aus Schlesien, wenn Sie verstehen. Sie kommt, um ihre Tochter Eva bei uns in der Schule anzumelden.«

Der Direktor, denn um ihn handelte es sich offenbar, trat immer noch freundlich lächelnd auf Gussy zu und nahm ihre Hand in seine.

»Frau Fink ist Witwe.«

Er hielt ihre Hand fest. Gussy zog sie nach ein paar Sekunden aus seinem feuchten Griff heraus. Sie musste dabei fast ein wenig Kraft aufwenden.

»Ich bin nicht verwitwet, ich bin geschieden.«

Sie hatte es ausgesprochen. Es fiel ihr schwer, und selbst nach über einem Jahr schämte sie sich noch dafür. Die Strafe folgte umgehend.

»Oh! Sie hatten behauptet, Sie seien verwitwet!«

Die Sekretärin schüttelte empört den Kopf.

Gussy drehte sich zu ihr. Röte war ihr ins Gesicht geschossen.

»Oh nein, das habe ich nicht. Das haben Sie sich zusammengereimt, als ich fragte, ob es denn unwichtig sei, was ich selbst beruflich mache.«

Der Direktor warf seiner Untergebenen einen spöttischen Blick zu und wandte sich dann wieder an Gussy.

»Das ist doch kein Beinbruch, verehrte Frau. Das kommt immer wieder einmal vor. Heutzutage ist das gar nicht mehr selten. Bedauerlich, aber so ist es halt. Die Zeiten haben sich geändert. Und ich bin sicher, dass Frau Fink schuldlos geschieden wurde. Habe ich recht?«

Er tätschelte ihr die Wange, und Gussy wich instinktiv zurück. Sie merkte, wie Tränen in ihr hochstiegen, und schluckte mehrmals hintereinander.

»Selbstverständlich.«

Hermann hatte alle Schuld auf sich genommen, nachdem sie ihm gedroht hatte, den eigentlichen Grund für die Scheidung vor Gericht zur Sprache zu bringen.

Eine Klingel schepperte auf dem Flur, und der Direktor verabschiedete sich hastig und erleichtert.

Als er verschwunden war, überprüfte Gussy rasch ihren falschen Dutt, der immer noch tadellos saß. Sie versuchte, die Sekretärin weitgehend zu ignorieren, die nun in Höchstgeschwindigkeit tippte. Es vergingen ein paar Sekunden. Plötzlich hob die Sekretärin wieder den Kopf.

»Waren Sie schon in St. Maria Königin?«

Es klang nach einer ganz normalen Frage.

»Nein, warum?«

Die Frau stand nun langsam von ihrem hölzernen Drehstuhl auf und steuerte auf Gussy zu.

»Warum?« Sie klang belustigt. »Das liegt ja wohl auf der Hand. Wenn man an einen neuen Ort zieht, begibt man sich doch sofort zu der Gemeinde, der man in Zukunft angehören wird. Zu Gott am neuen Lebensmittelpunkt, oder etwa nicht?«

Gussy nickte verwirrt, erwiderte aber nichts.

»Und das ist in Ihrem Fall St. Maria Königin. Die für Sie

zuständige Kirchengemeinde. Pater Koch ist ein überaus sympathischer Priester, sehr modern und tolerant eingestellt. Er wird mit der Scheidung sicher kaum ein Problem haben, da haben Sie wirklich Glück gehabt. Da gibt es ganz andere ...«

Gussy reichte es. »Wir sind nicht katholisch.«

»Oh!«

Die Sekretärin zuckte zurück, als hätte ihr Gussy gerade eine bis dato geheim gehaltene Cholerainfektion offenbart.

»Was sagen Sie da? Warum sind Sie dann überhaupt hier und stehlen mir meine Zeit?«

Gussy schaute wieder verwirrt. »Ich stehle Ihre Zeit?« Sie begriff gar nichts.

»Jawohl!«

Die graue Frau riss den Bogen aus der Schreibmaschine, auf den sie getippt hatte, und zerriss ihn in kleine Teile, die sie theatralisch in den geflochtenen Papierkorb beförderte.

»Ich bin hier, um meine Tochter in der Schule anzumelden!«

Gussy versuchte, nicht verzweifelt zu klingen. Sie musste das Missverständnis in Ruhe aufklären. Ohne Anspannung, ohne Wut, ohne das Gefühl, gedemütigt zu werden.

»Frau Fink, dies ist eine rein katholische Volksschule. Haben Sie gehört? Katholisch. Römisch-katholisch, genau genommen. Und was sind Sie?«

»Evangelisch.«

Gussy war ruhig geblieben. Alles kam ihr wie ein Traum vor. Ein hässlicher Traum.

»Da müssen Sie zur Schule an der Buchenstraße. Die nimmt solche Kinder.«

Jetzt schaute Gussy sie fragend an. In Frankfurt waren evangelische mit katholischen Kindern in ein und dieselbe

Schule, ja sogar in dieselbe Klasse gegangen. Es waren sogar ein paar Ungetaufte in Evas Klasse gewesen.

»Wir haben auch zwei Heidenkinder«, hatte sie stolz am ersten Tag berichtet. »Die sehen aber aus wie wir.«

»Und wo ist die Buchenstraße?«

Die Sekretärin legte den Kopf schief und erklärte ihr widerwillig den Weg dorthin.

»Wie weit von hier ist das?«

»Ungefähr zwanzig Minuten zu Fuß. Für Kinder möglicherweise etwas mehr.«

Gussy erblasste. »Aber dann müsste meine Eva ja jeden Tag mehr als eine halbe Stunde zur Schule laufen! Und eine halbe Stunde zurück. Nur weil sie evangelisch ist!«

»Es gibt nur eine Schule für Evangelische, und an Ihrer Stelle würde ich mich dankbar zeigen, denn bis vor zwei Jahren gab es in diesem Stadtteil überhaupt keine Schule für die. Die mussten mit dem Bus in den nächsten Stadtteil fahren. Und der kostet, wie Sie wissen. Aber wegen der vielen Flüchtlinge aus dem Osten haben sie dann auch hier bei uns eine aufgemacht. Die Kleinen können ja schließlich nichts dafür. Aber so sind die Regeln. Viel Glück.«

Als Gussy wenig später auf die Straße trat, spürte sie, wie ihr übel wurde. Blitzschnell rannte sie zu ein paar Sträuchern, die sie an der Ecke erspäht hatte, und hinter dem knospenden Rhododendron gab sie ihr Frühstück von sich.

Köln, 19. November 1960

»Kann ich helfen?«

Gussy schloss vorsichtig die Tür der kleinen Küche und lächelte ihren Schwager Hubert fröhlich an. Der baumlange Mann mit dem akkurat gezogenen Scheitel schaute kurz auf, schüttelte den Kopf, bedeutete ihr aber zu bleiben. Er rührte mit einem Holzlöffel in einer Porzellanschüssel, in der bleiche Heringe in Milch schwammen. Vielleicht lagen sie auch auf der Lauer.

»Hat Alma die etwa eingelegt?«

Gussy beugte sich nun ebenfalls über die Fische und sog den leicht säuerlichen Geruch der Tunke genussvoll ein. Gussy liebte Süßsaureres.

»Alma? Machst du Witze?«

Hubert schluckte das, was er auf der Zunge hatte, offenbar hinunter. Gussy nickte mit einem frechen Grinsen.

»Nein, das war Oma. Eure Mutter macht wunderbare Heringe nach schlesischer Hausfrauenart. Das weißt du doch.«

Ja, das wusste sie, und sie wusste natürlich auch, dass ihre Schwester Alma keine Heringe einlegte. Manchmal ritt sie, wie schon in ihrer Kindheit, der Teufel.

Alma buk nicht, briet nicht, kochte nicht und weckte nicht ein.

Die Versorgung der siebenköpfigen Familie, die in dem kleinen schmucken Reihenhaus mit dem handtuchgroßen Gemüsegarten im Norden Kölns lebte, hatte Gussys Schwester komplett in die Hände ihrer drei Töchter und ihrer Mutter

Erna gelegt. Der Sohn musste im Haushalt nicht mit anpacken, das war nur für die älteren Mädchen Pflicht, selbst nach einem anstrengenden Arbeitstag bei ihrer Lehrstelle.

Am Wochenende, so wie heute, half auch Almas Mann Hubert mit. Er überprüfte die Würzung der Mahlzeiten und schmeckte gern noch einmal ab.

Gussy mochte ihren Schwager. Er schenkte ihr wenigstens manchmal ein aufmunterndes Wort und versicherte ihr, dass es für sie nach der Scheidung bald wieder aufwärtsgehen würde, was ihrer Schwester und der Mutter nie über die Lippen gekommen wäre.

Hubert tunkte den Löffel in die Heringsmilch und reichte ihn ihr. »Habt ihr euch schon eingelebt?«

Gussy schluckte, und ihre rehbraunen Augen strahlten. »Lecker! Wie zu Hause!«

Hubert nahm den Löffel zurück und leckte ihn ab. »Hier ist doch zu Hause.«

Hubert und Alma waren mit ihren zwei Kleinsten gleich nach dem Krieg aus Breslau vertrieben worden. Auf dem großen Treck mit hunderttausend anderen hatte der gelernte Schweißer gehört, dass die amerikanische Autofirma am Rhein dringend Fachleute suchte, und er hatte sich zielorientiert mit seiner Familie nach Köln durchgeschlagen.

Vom einfachen Schweißer hatte er sich in den Fünfzigerjahren zum Vorarbeiter hochgearbeitet und war schließlich von der Firma mit einem günstigen Kredit für ein Eigenheim für kinderreiche Angestellte belohnt worden.

Zu dieser Zeit lebte Gussys Mutter Erna schon bei ihnen, nachdem Hermann sie nach einem heftigen Krach in Frankfurt vor die Tür gesetzt hatte. Gussy war damals erleichtert gewesen, obwohl ihr die Art, wie Hermann ihre Mutter

behandelte, nicht gefiel. Aber in dem Streit hatte sie auf seiner Seite gestanden. Sie schob den Gedanken weg.

»Ja, Gott sei Dank sind jetzt alle Wohnungen bei uns im Haus belegt, und es ist nicht mehr so leer und unheimlich wie am Anfang«, beantwortete sie Huberts Frage. »Und nach dem Fiasko bei Evas Einschulung hat mich Volkers Kindergarten total überrascht.«

»Wie meinst du das?«

Gussy erzählte empört von der strikten Glaubensrennung zwischen Katholiken und Protestanten an den Kölner Volksschulen.

»So etwas gab es in Frankfurt nicht«, schloss sie.

Hubert grinste.

Seine ganze Familie ging jeden Sonntagmorgen vollzählig zur katholischen Messe. Selbst Gussys Schwester, die einst ungetaufte Alma, hatte in den Schoß der »wahren« Kirche, wie sie es gern nannte, gefunden und war in Gussys Augen fast obszön fromm geworden.

Oma Erna dagegen war in einem skandalösen Akt der Rebellion nach dem Tod ihres gottlosen Ehemanns zum evangelischen Glauben übergetreten. Als Begründung hatte sie damals angegeben, der Teufel sei hinter ihren Kindern her gewesen.

Der Teufel war nämlich in Gestalt des zuständigen katholischen Pfarrers in den Wochen der Weltwirtschaftskrise in Ernas ärmliche Behausung getreten und hatte der verzweifelten Witwe in Aussicht gestellt, dass ihr die Kirche für jedes katholisch getaufte Kind eine ordentliche Summe zukommen lassen würde. Das würde den Verlust der Einkünfte des nun bedauerlicherweise verstorbenen Familienvaters etwas abfedern.

»Ich verkaufe doch nicht die Seelen meiner Kinder!«, hatte

Erna damals empört geschrien und den verstörten Priester an die frische Luft gesetzt.

Hubert nahm seine Schwägerin jetzt bei den Schultern.

»So sind die Kölner, Gussy. Etwas bigott, aber letztlich harmlos und fröhlich. Das ist ganz anders als in Breslau. Mir gefällt es hier. Und was ist mit Volkers Kindergarten?«

Der kleine Volker würde erst im kommenden Jahr eingeschult werden. Nachdem Gussy endlich drei Putzstellen gefunden hatte, die sie dringend zum Überleben brauchte, hatte sie zaghaft im nahe gelegenen Kindergarten bei St. Maria Königin angefragt, obwohl sie fest davon überzeugt war, dass die römisch-katholische Einrichtung ihren evangelischen Jungen ablehnen würde.

»Und?«

Gussy strahlte ihren Schwager an. »Sie haben ihn genommen!«

Hubert ließ sie los und lachte.

»Na siehste! Wir Katholen sind doch nicht so schrecklich, wie ihr Evangelen immer sagt. Aber hör mal, schickt Hermann dir denn immer noch nichts für die Kinder?«

Er war dicht bei ihr stehen geblieben.

In dem Moment wurde die Küchentür aufgerissen, und Alma schob ihre massige Gestalt in den Türrahmen. Um ihren gespitzten Mund spielte ein aufgesetztes Lächeln. Hubert trat an den Tisch zurück und rührte in der Schüssel.

»Ach, hier seid ihr?«

Alma warf ihrem Mann einen strafenden Blick zu und näherte sich dann ihrer jüngeren Schwester. Gussy errötete leicht, als hätte Alma sie bei etwas Verbotenem erwischt.

»Wir haben Mamas eingelegten Hering probiert. Und uns verquatscht.«

Almas Äuglein huschten vom einen zur anderen.

»Das sehe ich«, knurrte sie. »Wir warten auf euch. Mama ist extra aus ihrem Zimmer heruntergekommen, Augusta. Ihr geht es heute nicht so gut. Aber das braucht dich ja nicht zu kümmern. Das ist ja unsere Aufgabe ...«

»Aber ...«

Gussy wollte einwenden, dass sie sich auch für die Mutter verantwortlich fühle. Schließlich kam sie jeden zweiten Sonntag mit ihren beiden Kindern hierher, um sich um Erna zu kümmern. Dafür brauchten sie jedes Mal fast zwei Stunden hin und zwei Stunden zurück. Zuerst mussten sie eine halbe Stunde lang zu Fuß durch ein unwirtliches Gewerbegebiet im Westen der Stadt, weit hinter Lövenich. Dabei hinkte der kleine Volker meist schon nach der Hälfte des Wegs und klagte über Schmerzen im Bein. Dann fuhren sie fast eine halbe Stunde mit der Straßenbahn ins Stadtzentrum bis zum Rudolfplatz. Dort mussten sie umsteigen und vierzig Minuten bis zur Endstation fahren, wo sie noch einen Fußweg von zwanzig Minuten durch die neue Siedlung zurücklegen mussten. Und das Ganze kostete knapp vier Mark hin und zurück, da es über die Stadtgrenze ging. Dabei verdiente Gussy nur eine Mark fünfzig die Stunde bei ihren Putzstellen.

»Ich komme doch jedes zweite Wochenende wegen Mama. Deshalb bin ich ja nach Köln gezogen. Um in der Nähe zu sein.«

Gussys Stimme klang schwach. Alma grinste sie spöttisch an.

»So viel Rücksichtnahme wäre wirklich nicht nötig gewesen, Augusta. Und komm uns nicht mit deiner Sehnsucht nach Mama. Du hast sie ja schon vor Jahren vor die Tür gesetzt. Die eigene Mutter!«

»Alma, bitte ...«

Huberts Stimme hatte einen drohenden Unterton angenommen. Alma ignorierte ihn. Stattdessen wandte sie sich der Schwester zu und grinste schief.

»Du hast dich ja schon immer für etwas Besseres gehalten. Nun siehst du, wie weit man damit kommt. Nachdem du deine Ehe mit diesem Windhund in den Sand gesetzt hast, kommst du jetzt angekrochen, um zu schauen, was du bei uns noch abstauben kannst. Sonst hättest du ja bequem in Frankfurt bleiben können. Wer zieht schon freiwillig um in diesen Zeiten, noch dazu mit zwei kleinen Kindern? Mir machst du nichts vor.«

Alma schnaubte wütend wie ein bockiges Pferd und tunkte ihren Zeigefinger in die Heringsschüssel. Dann zog sie ihn wieder heraus und leckte ihn ab.

Gussy schwieg. Sie hatte den Kopf auf die Brust gesenkt und zitterte. Es war ihr unmöglich zu antworten. Alma ging zur Tür.

»Wir warten auf euch. Hast du gehört, Hubert?«

Ihr Mann wich ihrem Blick aus und starrte auf das hellgrüne Linoleum mit den blauen Punkten, das seine zweitälteste Tochter in dem Betrieb, in dem sie lernte, zum Einkaufspreis erstanden hatte. Er schloss die Tür, und sein Blick fiel auf die Schwägerin, die mit versteinertem Gesicht mitten in der Küche stand.

Dann nestelte er in seiner Tasche und zog ein Fünfmärkstück hervor. Er reichte es Gussy, die nicht reagierte.

»Das ist für euch, Gussy. Bahngeld. Weil du nicht so viel hast. Aber behalt's für dich. Du weißt ja, wie deine Mutter und deine Schwester sind.«

»Danke, Hubert. Er schickt nichts. Kann er ja auch nicht.«

Hubert runzelte fragend die Stirn.

»Ich meine Hermann.« Sie schien wie aus einer Trance erwacht und ließ das Geldstück in ihre Tasche gleiten. »Er hat den Kindern vor ein paar Tagen aus Berlin geschrieben. Aus Ostberlin. Hermann ist in die DDR abgehauen.«

Ihre Stimme klang hohl, ohne Substanz.

»In die DDR? Wie zum Teufel kam er denn darauf?«

Hubert hatte die Schüssel mit einem Teller abgedeckt und stellte sie vorsichtig auf das Büfett.

»Was weiß ich, Neuanfang oder so. Hermann hatte schon immer etwas für die da drüben übrig und behauptet, dass nicht alles dort Mist ist.«

»Hermann? Ein Kommunist?«

Hubert machte ein Gesicht, als traute er seinen Ohren nicht. Die Familie hatte Gussys Ex-Mann immer für einen sympathischen Hallodri gehalten, der das Leben in vollen Zügen genoss und manchmal auch über die Stränge schlug. Hermann und die DDR passten nicht zusammen.

Gussy lächelte tapfer. Nie würde sie jemandem den wahren Grund für Hermanns Flucht in die DDR offenbaren. Sie schämte sich abgrundtief für seinen Betrug. Obwohl sie keine Verantwortung für den Fehltritt trug, den Hermann begangen hatte.

»Wir sollten zu den anderen gehen«, sagte sie und schob sich an Hubert vorbei.

An der Tür drehte sie sich noch einmal um. Jetzt lächelte sie wieder.

»Weißt du, Hubert, wenn ich ganz viel Glück habe, könnte es mit einer Stelle bei der Stadt klappen.«

»Bei der Stadt? Wirklich? Erzähl.« Er klang ungläubig.

Gussy lachte. »Da gibt es nicht viel zu erzählen. Du weißt

vielleicht noch, dass ich das letzte halbe Jahr in Frankfurt in der Stadtteilbücherei gearbeitet habe. In der Buchpflege. Sie haben mich angelernt. Ich durfte nach der Volksschule ja nie etwas lernen und bin nach meinem Haushaltsjahr bei den Holländern direkt in die Rüstungsfabrik gegangen. Vor ein paar Tagen war ich in unserer Stadtbücherei hier in Köln, um mir ein Buch auszuleihen. Und da habe ich gesehen, wie traurig die Bücher dort ausschauen, und hab die nette Frau am Empfang gefragt, ob sie denn niemanden haben, der sich um diese Bücher kümmert. Ich habe ihr erzählt, was ich kann, und sie sagte, sie wolle gern beim Oberbibliothekar nachfragen, ob sie mich stundenweise beschäftigen können. Sie hat sich meine Adresse notiert, und ich glaube, Hubert ... das könnte was werden.«

Die Vogelhochzeit

Meine Mutter fing kurz vor Weihnachten in der Stadtbücherei an. Zunächst nur donnerstags. Mich und meinen Bruder durfte sie nachmittags zur Arbeit mitnehmen. Mutti lehnte Schlüsselkinder ab.

Ich durfte fast alles lesen und stürzte mich schon als Achtjährige bedenkenlos auf die Jugendbücher. Kindergeschichten fand ich blöd. Fix und Foxi erst recht. Der Oberbibliothekar Herr Nothenbaum bestätigte meine Einschätzung, was den literarischen Wert dieser Bildergeschichten betraf, und Mutti freute sich darüber, denn für Comichefte hatten wir sowieso kein Geld. Wenn sie in der Schule in den Pausen herumgezeigt wurden, strafte ich sie mit hochnäsiger Verachtung.

Stattdessen ritt ich hochehobenen Hauptes und mit durchgedrücktem Rücken in die Welt von Winnetou und Old Shatterhand – mal auf Iltschi, mal auf Hatatitla. Fast jeden regennassen Nachmittag verbrachte ich in der Obhut von Büchern. Sie passten auf mich auf. Sie waren meine Freunde, die nie stumm blieben, aber auch nicht so viel plapperten wie meine Freundinnen, die ich dennoch schätzte.

Ich vertraute mich, ohne zu zögern, Papier und Gedrucktem an und schnupperte gern daran. Am Schatz im Silbersee habe ich sogar kurz einmal geleckert.

Irgendwann hörte ich, wie der Oberbibliothekar zu meiner Mutter sagte: »Ihr Evchen liest aber wirklich gern.«

Mutti nickte stolz und zog die durchsichtige Klebefolie

glatt. Damit band sie alle neuen Bücher ein, um ihnen, wie sie es ausdrückte, ein Schutzmäntelchen anzuziehen und sie für ihr Leben in der Ausleihgesellschaft robust zu machen.

»Sie darf in der Schulpause immer den anderen vorlesen und schreibt beste Noten im Deutschaufsatz. Nächstes Jahr soll sie die Aufnahmeprüfung fürs Gymnasium machen«, sprudelte es aus ihr hervor.

Darauf entgegnete der Oberbibliothekar nichts. Er verzog seinen Mund nur zu einem nachsichtigen Lächeln.

Das mit der Schulpause stimmte. Bevor wir auf den Schulhof durften, mussten wir bei einer Flasche Milch oder Kakao unser Pausenbrot essen. Währenddessen durfte ein Kind vorn auf dem Lehrersessel Platz nehmen und aus einem Märchenbuch vorlesen. Als man mich zum ersten Mal nach vorn holte, wusste ich schon ziemlich genau, was passieren würde. Niemand würde mehr von seinem Brot abbeißen oder Milch durch den goldgelben Strohalm saugen wollen. Stattdessen würden alle an meinen Lippen hängen und danach fiebern, dass ich mit tiefer Stimme auf Rotkäppchens zittrige Frage antwortete:

»Damit ich dich besser fressen kann!«

Ein wundervoller, ein unerreichter Satz.

Und so kam es, dass mich der Lehrer erst einmal pro Woche, dann jeden zweiten Tag nach vorn holte.

Ich genoss jedes einzelne »Ruckedigu, Blut ist im Schuh« und jedes »Wer hat von meinem Tellerchen gegessen?« und startete damit meinen unaufhaltsamen Aufstieg zum Star des Westkölner Volksschulpausenvorleserhimmels.

Bald darauf wechselte ich in das aufregende Fach des Schultheaters und spielte fortan jede Rolle, die fies und böse war: die heimtückische Stiefmutter, die rachsüchtige drei-

zehnte Fee, die sadistische Hexe und den gnadenlos gierigen Wolf. Aber meine absolute Lieblings- und Paraderolle war und blieb das Rumpelstilzchen.

Und dann kam die Vogelhochzeit.

»Sie trägt schon Kniestrümpfe. Ich hab's genau gesehen! Dabei sind es noch zwei Wochen bis Ostern!«

Dieser Satz fiel in der engen Umkleidekabine während der Generalprobe zur Schulaufführung der Vogelhochzeit in meiner zweiten Saison am Rhein.

In meiner Kindheit gab es noch keine Markenklamotten. Wir Mädchen, egal aus welchem Elternhaus, sahen alle irgendwie ähnlich angezogen aus.

Meine Mutter hätte sowieso kaum Geld für neue Kleidung ausgeben können, obwohl mein Bruder und ich immer »wie aus dem Ei gepellt« aussehen sollten, damit man uns nichts nachsagen konnte, weil Mutti geschieden war und man uns besonders genau beobachtete, wie sie felsenfest behauptete.

Wir trugen also die Sachen unserer Cousinen auf. Es gab noch keine Strumpfhosen, und mein kleiner Bruder und ich mussten im Winter mit Leibchen am Körper kämpfen. Das waren meist verwaschen rosa oder fahlweißfarbige ausgeleierte Baumwollinger, in die man mit beiden Armen schlüpfte und die dann am Rücken zugeknöpft wurden. An ihren Strumpfhaltern wurden unsere wollenen Winterstrümpfe befestigt.

Zwischen Strumpf (kratzig, gestrickt, gestopft) und Leibchen (formlos, freudlos, ein eher verhuschtes Kleidungsstück) klaffte je nach Alter des Kindes und des Strumpfes ein zum Teil beträchtliches Stück nackter Oberschenkel, an dem man erbärmlich fror.

Die Jungen konnten lange Hosen darüberziehen, was uns Mädchen in der Schule nicht erlaubt war. Nur an ganz kalten

Wintertagen durften wir über die Strümpfe eine lange Turnhose aus einem immer leicht müffelnden Trikotstoff streifen, die wie ein ausgebeulter Kartoffelsack aussah.

Es ist leicht nachzuvollziehen, wie unbeliebt dieser Dresscode für Kinder im Winter war, und alle fieberten dem magischen Datum »Ostersonntag« entgegen, denn der Kirchenkalender im Rheinland besagte: »Am Ostersonntag, egal auf welches Datum Ostern gerade fällt, werden die ersten Kniestrümpfe angezogen.«

Und das wurde eingehalten, auch wenn es draußen gerade noch einmal heftig schneite und das Thermometer frostig unter null gefallen war.

Söckchen waren ab dem 1. Mai erlaubt. Wer sie davor überstriefte, brach nicht nur ein Tabu und musste mit den Konsequenzen leben, sondern stellte sich bewusst gegen den Konsens der Gemeinschaft.

Ich spielte in der Vogelhochzeit die Eule als Brautmutter, die die Braut mit viel Geheule verabschieden durfte.

»Brautmutter war die Eu-eu-le, nahm Abschied mit Geheu-eu-le. Fiderallala, fiderallala, fiderallalalala!«

Die Rolle der Braut interessierte mich selbstverständlich nicht.

Mir lagen ja eher die Charakterrollen. Und meine Mutter hatte mir ein wundervolles Kostüm aus braunem und schwarzem Krepppapier geschneidert. Mit einem dicken, krummen Schnabel, der sich sehen lassen konnte.

»Du hast wirklich schon Kniestrümpfe angezogen?« Meine beste Freundin Beate hatte mich in die Ecke der Umkleide gedrängt und flüsterte mir durch ihren Taubenschnabel eindringlich zu.

Ich merkte, wie ich unsicher wurde. Beates Loyalität war mir wichtig. Aber alle kalten Vogelaugen waren nun auf mich gerichtet: Amsel, Drossel, Spatz, Schnepfe. Selbst die Gänse und Anten, die Musikanten, schauten böse, ja zornig aus ihrem Entenkleid hervor und lauerten mit ihren Schnäbeln. Zwanzig Vögel standen bereit, um auf mich einzuhacken.

Plötzlich fühlte ich mich matt und schwach, und ich fröstelte in dem Raum hinter der Bühne, der mit wütendem Geflügel vollgestopft war.

»Quatsch!«, rief ich und flatterte beherzt aus der düsteren Ecke mit den Spinden hervor. Ich hätte behaupten können, ich hätte das ungeschriebene Gesetz gar nicht gekannt, und damit den ignoranten Flüchtling gespielt.

Beate, deren Eltern aus Ostpreußen stammten, schaute mich flehentlich an. Bitte nicht wieder den Flüchtling!, las ich in ihren friedlichen Taubenaugen.

Ich stülpte mir den krummen Schnabel über die Nase und plusterte mich, so gut es ging, auf. »Wer hat das behauptet?«

Es war der Pfau. Ich hätte es mir denken können. Ulrike, der Pfau.

»Ich habe dich mit eigenen Augen gesehen. Vor zwei Tagen auf dem Weg zum Turnverein. Kurz vor fünf. Du hattest den Turnbeutel über die Schulter geworfen und hast Kniestrümpfe getragen. Zwei Wochen zu früh!«

»Hab ich nicht!«

Die Vögel im Raum zogen den Kreis um uns nun bedrohlich enger. Mir brach der Schweiß aus.

»Ich habe keine Kniestrümpfe getragen, wirklich nicht. Es ist doch noch viel zu kalt dafür.«

Ich hatte den Datumterror tatsächlich nicht ernst genommen, mich frech darüber hinweggesetzt, doch ich stand nicht

dazu. Ich war feige. Ein bisschen feige. So wie es mein Vater manchmal gewesen war, solange er noch da war.

Der Pfau gackerte dümmlich und schüttelte sich dabei.
»Darum geht es nicht.«

»So, und worum geht es dann, bitte?« Ich hatte beide Hände in die Hüften gestemmt und knisterte gefährlich in meinem Krepppapier.

»Es geht darum, ob etwas geht oder nicht. Und Kniestrümpfe vor Ostern gehen einfach nicht. Das war schon immer so.«

Es herrschte atemlose und einvernehmliche Stille.

Da meldete sich zaghaft die kleine Meise. Ute, die Kleinste aus der Klasse, hatte sich erfolgreich für diese Rolle beworben.

»Das weiß doch jeder«, piepste Ute.

»Der von hier ist.« Das Letzte hatte der Auerhahn gesprochen. Es klang gewichtig und schwer, und alle wussten, dass er recht hatte.

Beate und ich tauschten stumme Blicke.

In dem Moment wurde die Tür aufgerissen, und unsere Musiklehrerin betrat gut gelaunt den Raum.

»Ach, wie schön! Ihr seid alle schon im Kostüm. Dann marsch, marsch, auf die Bühne! In zwei Minuten geht es los!«

Die bunte Vogelschar löste sich aus der bedrohlichen Erstarrung und stürmte ins Rampenlicht. Wir nahmen unsere Plätze ein, als wäre nichts gewesen.

Die Aufführung der Vogelhochzeit zwei Tage später fand nicht statt. Sie wurde abgesagt. Es stellte sich heraus, dass ich die Windpocken hatte und alle Vögel im engen Umkleideraum angesteckt hatte. Am schlimmsten hatte es den Pfau getroffen.

Fiderallala.

Frankfurt am Main, 15. Oktober 1957

Das Telefon schrillte durch die Wohnung.

Gussy stand in der Küche und steckte geputzte grüne Bohnen in den Häcksler, den sie am Küchentisch angeschraubt hatte. Dabei drehte sie an einer kleinen Kurbel, sodass geschredderte Bohnenschnipsel aus dem gusseisernen Wunderwerk in eine Schüssel fielen, die genau die richtige Größe für ihre berühmte grüne Bohnensuppe hatten. Alle in der Familie liebten diese Suppe mit viel frischem Bohnenkraut und einer Beinscheibe, die später in winzige Stücke zerteilt wurde.

Das Telefon schepperte immer noch.

Sie seufzte und wischte sich die Hände am Küchenhandtuch ab, bevor sie ins Wohnzimmer ging. Im Aquarium stob ein Guppyschwarm auseinander, als hätte man die Fischchen bei etwas Unartigem ertappt.

Die Finks besaßen schon seit ihren ersten Tagen in Frankfurt ein Telefon, was ein ungewöhnlicher Luxus war. Doch Hermann hatte aufgrund seiner Tätigkeit bei der Polizei in den ersten Nachkriegsjahren ein Telefon benötigt, um gegebenenfalls erreichbar zu sein. Auch seine Umtriebigkeit in Sachen Sechstagerennen wurde durch das Telefon erleichtert. Gussy selbst benutzte den schweren Apparat aus schwarzem Bakelit so gut wie nie.

»Augusta Fink. Guten Tag.«

Am Telefon war sie immer so korrekt, dass sie sich sogar das »Gussy« verkniff.

»Guten Tag, Frau Fink. Hier spricht Braun von der Haus und Boden. Könnte ich bitte Ihren Mann sprechen?«

»Mein Mann ist im Dienst. Das tut mir leid. Sie könnten ihn heute Abend erreichen, so ab sechs Uhr wäre es am besten. Kann ich ihm etwas ausrichten?«

Es entstand eine Pause. Dann meldete sich die sonore Stimme wieder.

»Darum geht es. Leider ist Ihr werter Gatte nicht im Dienst, sonst würden wir nicht besorgt bei Ihnen nachfragen. Er ist seit letzten Mittwoch nicht bei uns erschienen.«

Gussy runzelte die Stirn. »Das muss sich um ein Missverständnis handeln. Was heißt das, er ist nicht im Dienst?«

Gussy merkte, wie Wärme in ihr Gesicht strömte und ihr Herz spürbar zu pochen begann.

»Moment, heißt das, Sie sind in diesem Moment in seiner Dienststelle? Und Sie sagen mir, dass mein Mann ohne Entschuldigung seit fünf Tagen nicht mehr zur Arbeit erschienen ist?«

Gussy zog den Sessel neben dem Telefontischchen näher heran und ließ sich auf das Polster sinken.

»Seit die Prüfung im Haus war. Das war letzten Mittwoch.«

Sie fuhr sich flüchtig über den Mund und ließ ihre Finger für einen Moment auf den Lippen liegen.

»Welche Prüfung? Und was hat das eine mit dem anderen zu tun?«

Gussy merkte, wie langsam etwas in ihr hochkroch, das sie nicht eingeladen hatte. Sie fühlte, wie eine eisige Kälte sich in ihrem Körper ausbreitete.

Der Mann am anderen Ende hüstelte. »Bitte richten Sie ihm aus, dass wir auf ihn warten und sicher sind, gemeinsam

die Ungereimtheiten aufklären zu können. Aber das geht wirklich nur mit ihm, nicht ohne ihn. Bitte sagen Sie ihm das, Frau Fink.«

Da spürte sie, dass etwas in ihrem Inneren bröselte, dass etwas, das sie nicht benennen konnte, genau jetzt im Begriff war, sich aufzulösen. Es verschwand, als wäre es nie vorhanden gewesen. Waren das die Gefühle, die sie für Hermann empfand? Gussy riss sich zusammen.

»Es muss sich sicherlich um ein Missverständnis handeln. Könnte ich bitte Herrn Doktor Krautberger sprechen? Seinen Chef? Wir kennen uns persönlich.«

Gussy zog eine Haarnadel aus ihrer Hochsteckfrisur und spielte nervös damit.

Wieder gab es eine längere Pause.

»Sind Sie noch da, Herr Braun?«

Der Mann antwortete schließlich.

»Ich bedaure, Ihnen mitteilen zu müssen, dass Direktor Krautberger sich zurzeit wohl nicht in Frankfurt aufhält. Er wurde bis zur Klärung der Ungereimtheiten freigestellt, und wir haben Grund zu der Annahme, dass er sich auf sein Anwesen in der Schweiz zurückgezogen hat. Hat Ihr Mann Ihnen nichts davon erzählt?«

»Oh.«

Die Haarnadel rutschte ab und bohrte sich unter Gussys Daumennagel, sodass es sofort blutete. Sie führte ihren Daumen zum Mund und leckte das Blut ab.

»Nein, das wusste ich nicht.«

Gussy schnappte nach Luft wie eine Ertrinkende.

»Hat Ihr Mann das nicht erwähnt?«

»Mein Mann? Mein Mann, falls Sie das immer noch nicht begriffen haben, erzählt mir nichts von seiner Arbeit. Und

ich glaube, es ist auch nicht üblich, dass Ehefrauen über alles Bescheid wissen.«

Gussy wusste noch nicht einmal, wie viel Hermann bei der Immobilienfirma, für die er seit gut zwei Jahren als Steuerberater tätig war, verdiente. Sie bekam wöchentlich ihr Haushaltsgeld, von dem sie alle nötigen Ausgaben bestritt.

Die Mietkosten sowie größere Anschaffungen für die Wohnung und für die Kinder wurden von Hermann direkt beglichen. Und Hermann war nicht knickrig, noch fragte er groß nach, wenn das Haushaltsgeld einmal nicht gereicht hatte.

Ein Haushaltsbuch, wie Bekannte, Nachbarinnen und all ihre weiblichen Verwandten es führen mussten, gab es bei ihnen nicht. Genau wie es auch kein Bankkonto gab, in das man von Zeit zu Zeit schauen konnte. Niemand in ihrem Bekanntenkreis besaß ein Bankkonto. Alles wurde in bar abgewickelt, und es existierte nur ein Familiensparbuch, auf das Gussy und die Kinder einmal im Jahr den Inhalt eines blauen Porzellanschweines einzahlten. Danach gingen sie immer ins Café Schneider in der Kaiserstraße und gönnten sich mit Champignons und Kalbfleischragout gefüllte Königinnenpastetchen statt Kuchen.

Vertrauen gegen Vertrauen. Über Geld wurde nicht geredet, das war ein ungeschriebenes Gesetz im Hause Fink. Man war sparsam, ohne zu geizen, aber man leistete sich ab und zu kleine Genüsse, die häufig kulinarischer Natur waren. Zu Geburtstagen wurde Gussy in ein Restaurant ausgeführt und bekam ein hübsches Geschenk wie eine Brosche oder die neuen weißen hauchdünnen Handschuhe, von denen sie so oft geschwärmt hatte, dass es Hermann nicht entgangen war.

Auch die beiden Kinder waren bescheiden, doch durften

Wünsche immer geäußert werden, und selbst wenn es dann bis Weihnachten dauerte, wurden sie schließlich meistens erfüllt. Das Christkind vergaß nichts so leicht.

Und man konnte von einem eigenen Häuschen träumen, wie Gussy es sehr oft tat. Im Geiste hatte sie es bereits unzählige Male eingerichtet. Eines Tages würden sie so viel von Hermanns Einkommen gespart haben, dass es endlich wahr werden würde, da war sie sich sicher, denn Hermann verdiente, wie Gussy vermutete, nicht schlecht.

Hin und wieder gab es Engpässe, wie den mit dem Fernsehapparat, den sie vor Kurzem wieder abgeholt hatten. Aber Gussy hatte sich nichts dabei gedacht. So etwas passiert doch allen einmal, oder?

»Frau Fink? Sind Sie noch am Apparat?«

»Wie bitte? Ja, ich bin noch dran. Ich werde es meinem Mann ausrichten, selbstverständlich. Darf ich Sie noch etwas fragen?«

Gussy biss sich auf die Unterlippe. Sie wusste nicht, ob sie wirklich eine Antwort auf die Frage haben wollte, die ihr im Herzen brannte.

»Ja, also ...«

Dann setzte sie sich auf, nahm den Hörer in die andere Hand und legte ihn wieder an ihr Ohr.

»Wissen Sie, ob mein Mann und Herr Doktor Krautberger etwas Unrechtes getan haben? Ich meine, etwas, das sie nicht hätten tun sollen, ein Fehler, der ihnen unterlaufen ist?«

Wieder herrschte Stille, nur ein leises Kratzen ertönte aus der Muschel.

Sie hielt den Atem an, als die Antwort kam. Der Mann, dieser Herr Braun, dem sie nie begegnet war, klang auf einmal fast fürsorglich.

»Liebe Frau Fink, das sollten Sie Ihren Gatten fragen. Ich wünsche Ihnen und Ihren Kindern wirklich alles Gute. Auf Wiederhören.«

»Ja, das werde ich tun. Danke.«

Es dauerte ein paar Sekunden, bis Gussy merkte, dass sie den Hörer nicht aufgelegt hatte, sondern immer noch am Ohr hielt. Dann legte sie ihn vorsichtig zurück auf die Gabel, als müsste sie aufpassen, ihn nicht fallen zu lassen, als könnte er ganz leicht wie ein Eiszapfen zerbrechen.

Was hatte das alles zu bedeuten?

Hermann war die letzten fünf Arbeitstage, am Samstag bis Mittag selbstverständlich eingeschlossen, wie jeden Morgen pünktlich mit seiner alten verbeulten Aktentasche, die er so liebte, und einem von ihr geschmierten Butterbrot morgens aus dem Haus gegangen und, wie immer seit er bei »Haus und Boden« arbeitete, abends um halb sechs wieder zurückgekehrt. Als käme er direkt vom Dienst, wie er ihr versichert hatte.

Die Zeiten, wo er zwischendurch nach Hause gekommen war und mit der Familie gemütlich zu Mittag gegessen hatte, um sich danach noch eine halbe Stunde für ein Nickerchen auf das Wohnzimmersofa zu legen, waren endgültig vorbei, wie er ihr mit Bedauern in der Stimme erklärt hatte.

Es waren eben neue Zeiten angebrochen. Alles wurde schneller und effizienter.

Die Mittagspause wurde nun im Büro abgehalten, größere Firmen besaßen gar eine Kantine, und man war keine zwei Stunden, sondern höchstens eine Stunde vom Arbeitsplatz entfernt.

Als Hermann noch bei der Polizei gearbeitet hatte, war es sowieso anders gewesen. Da hatte es gar keine festen Arbeits-

zeiten gegeben, sondern man machte seine Pausen nach Belieben. Und der Spielraum für Belieben war bei der Polizei beliebig.

Aber vor fast vier Jahren, kurz nach der Geburt von Volker, hatte er von heute auf morgen den Dienst bei der Sitte quittiert, und sie waren in den nahen Taunus gezogen. Ganz plötzlich, wie Gussy sich erinnerte, und auf ihr zaghaftes Nachfragen nach dem Grund dafür hatte er nur lapidar erklärt, dass in der freien Wirtschaft mehr zu verdienen sei als im öffentlichen Dienst. Das hatte ihr sofort eingeleuchtet, und sie hatte nicht weiter nachgefragt.

Zeit war Geld. Hermann hatte gelacht und sogar erwähnt, dass in Heusenstamm eine neue Siedlung mit Familienreihen Häusern und Gärten entstand. Das muss doch einen Grund gehabt haben, dass er das erwähnte, oder?

Sonst war alles wie immer.

Gussy grübelte. Sie hatte an ihrem Mann in den letzten Wochen keine Veränderung feststellen können. Der Alltag war wie immer verlaufen, nachdem sie schon nach wenigen Monaten wieder in die Großstadt zurückgekehrt waren und Hermann bei einer anderen Firma anheuerte, die mit Grundstücken handelte. Dann plötzlich »Haus und Boden«.

War ihr Mann wirklich wie immer gewesen?

Nicht ganz, da hatte es die Grippe oder was es war gegeben, die Hermann über eine Woche ans Bett gefesselt hatte.

Das war vor ungefähr vier Wochen gewesen. Er hatte sich nachts hundeelend gefühlt, Schmerzen in der Brust gehabt, und Gussy hatte ohne sein Wissen den Hausarzt gerufen. Der hatte Hermann dann untersucht, und Hermann war zu schwach gewesen, um sich auch nur mit Worten dagegen zu wehren.

Der Arzt hatte Medizin verschrieben und gemeint, es sei eine vorübergehende Schwäche, wahrscheinlich durch einen grippalen Infekt hervorgerufen. Hermann brauche Ruhe und Schonung und auf keinen Fall irgendwelche »Stimulantien«.

Gussy reagierte verwirrt. Stimulantien? Was meinte er damit? Der Mediziner hatte schief gegrinst.

»Na, Ihr Mann zwitschert doch gern mal einen, nicht wahr? Und Zigaretten sind ebenfalls tabu. Achten Sie darauf, Frau Fink. Sonst fliegt Ihr Vogel eines Tages ganz schnell in die ewigen Jagdgründe. Witwe zu sein ist heutzutage ja nicht gerade nett, bei den vielen, die wir haben.«

Gussy konnte sich bis zu dem Zeitpunkt, an dem sie Hermann zurückerwartete, kaum auf ihre Hausarbeit konzentrieren. Sie hasste jetzt schon ihre Fragen und noch mehr seine Antworten. Das Einfachste wäre gewesen, ihn gar nicht zu fragen. Doch ihr war bewusst, dass sie das schon viel zu lange getan hatte.

Die Zeiten, in denen sie ihrem Mann ernsthaft Fragen gestellt hatte, waren lange vorbei. Das war in den ersten Jahren ihrer Ehe gewesen, und selbst da hatte sie sein charman-tes »Ihr-über-den-Mund-Fahren« zum sofortigen Schweigen gebracht.

Das war, als sie nach dem Krieg und nach ihrer Flucht eines Tages im gelobten Frankfurt am Main gelandet waren.

Gussy hatte enttäuscht auf dem wiedererbauten Eisernen Steg gestanden und in den grauen Fluss gestarrt.

Warum es ausgerechnet Frankfurt hatte sein sollen, hatte sie Hermann gefragt. Sie konnte den Charme der Stadt am Main nicht erkennen.